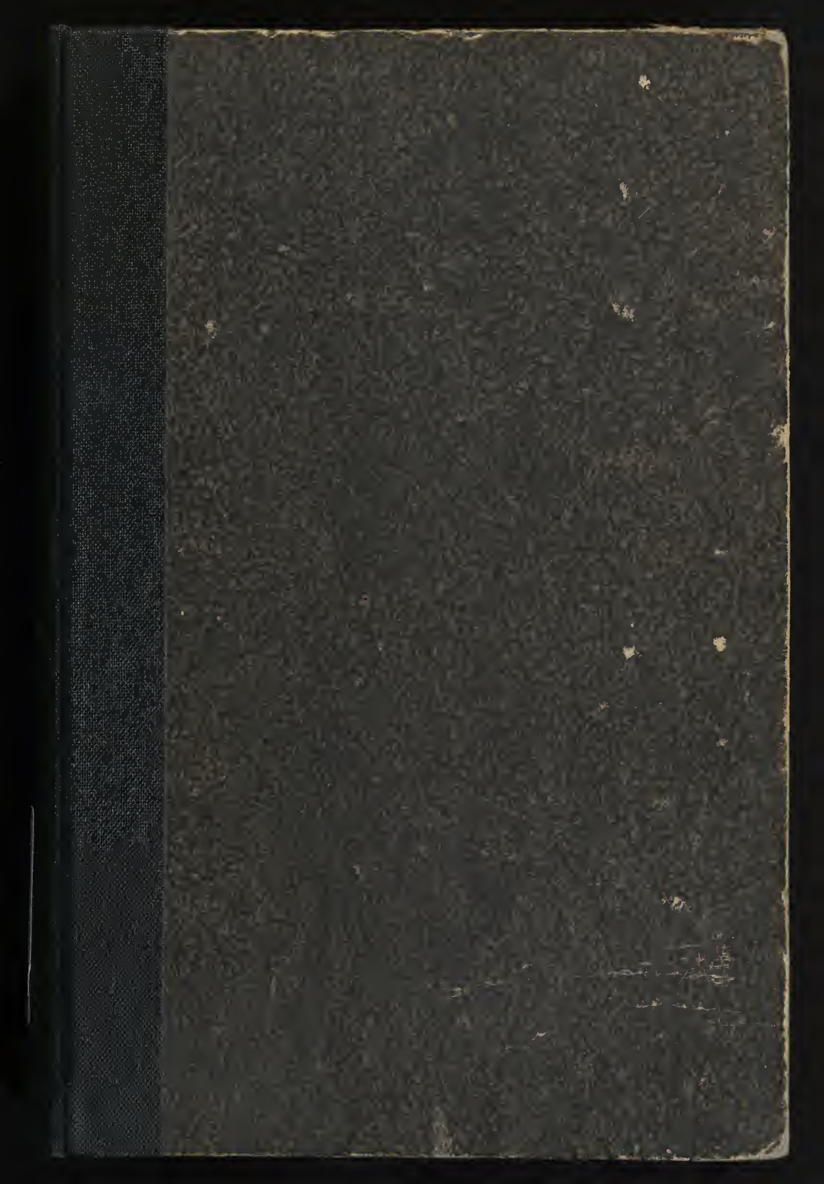


Missionsanfänge in Bengalen.

1. Die erste Sirampur Mission.*)

Sirampur (eig. Srî=râm=pûr, Stadt des seligen Rama) ist ein kleines Städtchen auf dem rechten Hugli=Ufer in der malerischsten Gegend der bengalischen Ebene gelegen, etwa sechs Stunden nördlich von Kalkutta. Nachdem die Dänen lange in der drei Stunden weiter stromanfwärts gelegenen französischen Stadt Tschandernagar Handel getrieben hatten, bewogen sie endlich mit schwerem Gelde den Nawâb von Murschidabad, ihnen zwanzig Morgen Lands in Sirampur zu „schenken", um darauf eine Faktorei zu errichten, kaum zwei Jahre vor der Eroberung Bengalens durch Clive. Am 8. Oct. 1755 wurde die dänische Flagge dort aufgezogen, neben einer ärmlichen Hütte, und 90 Jahre lang hat sie daselbst mit kurzer Unterbrechung geflattert, über einem längere Zeit lieblich aufblühenden Städtchen, das Friedrichsnagar genannt wurde.

Dänemark hat früher als andere Staaten seinen kleinen Kolonieen die Segnungen des Christenthums zuzuwenden gesucht. Bekannt ist die Mission in Trankebar, 1706 gestiftet durch den edeln König Friedrich IV in Verbindung mit den hallischen Pietisten. Minder bekannt ist die Arbeit der Brüdergemeinde in Ostindien.**) Um Kolonisten für die ungesunden Nikobar=Inseln zu bekommen, auf welchen von Trankebar aus 1756 ein Handelsort errichtet worden war, sicherte die dänische Regierung den Herrnhutern bedeutende Privilegien zu, falls sie sich dort niederlassen wollten. Bruder Stahlmann mit zwei Theologen landete in Trankebar 1760, andre Brüder folgten ihnen in großer Zahl. Das hörte „der englische Gouverneur in Bengalen" und wünschte auch einige nach Tschatigam (Chittagong) zu bekommen. Doch hatten sie genug zu thun, bis sie unter Entmuthigungen aller Art sich in Trankebar und auf den Nikobaren einigermaßen festgesetzt hatten, ohne daß sich doch eine bleibende Frucht zeigen wollte.

---

*) Hauptquelle: The lives et times of Carey, Marshman and Ward. London 1859, ein grundlegendes Werk des bekannten J. Marshman, Mitglieds des indischen Raths.

**) S. Fortsetzung von D. Cranzens Brüderhistorie. Barby 1791, 1804.

Aber eine spätere Einladung der Dänen in Sirampur wurde angenommen. Grasmann und Schmidt landeten im Sept. 1777 in Friedrichsnagar, kauften sich einen Garten und wohnten in einem Bambuhause am Flusse, Bengali lernend, während Schmidt als Arzt ziemliche Praxis bekam und dadurch den Unterhalt der Brüder bestritt. Etliche Engländer hätten schon damals gerne eine Mission in Kalkutta selbst gesehen, wie denn ein Beamter Livius ihnen zu Geringa, eine halbe Stunde von Kalkutta, einen Garten schenkte, den sie 1782 auf einige Zeit bezogen. Auch der dänischen Loge in Patna wurde ein Besuch abgestattet; Latrobe und Andere fiengen an 1783 sich dort bleibend niederzulassen. Je weniger es auf den Nikobaren glücken wollte, desto entschiedener richteten sich die Augen nach Bengalen. Als ein Sturm das Bambuhaus niederwarf, baute man ein festeres aus Backsteinen. An Arbeit und Verdienst fehlte es nicht, ebenso wenig an Aufmunterung von Seiten einzelner europäischer Gönner. Am 11. Nov. 1783 wurde „die muselmanische Sklavin einer englischen Freundin getauft, welche acht Tage darauf selig entschlief". Aber diese Taufe konnte den durch Schmidts Hinscheiden (Aug. 1783) schon tiefgesunkenen Muth nicht lange neu beleben. „Den Brüdern wurde keine Seele bekannt, welcher mit dem Evangelio gedient gewesen wäre." Es scheint auch, sie vermochten der herrschenden Stimmung, welche alle Mission an einer so kompakten Masse uralter Civilisation für Unsinn erklärte, nicht widerstehen, — „die Hindernisse, welche in der aus dem ostindischen Götzendienste unmittelbar entspringenden und damit genau verbundenen bürgerlichen Verfassung so fest eingewurzelt sind, schienen ganz unübersteiglich, und die Stunde, da der Schlüssel Davids die Riegel der Kerker zerbrechen möchte, in welchen Millionen dieser verblendeten Seelen schmachteten, noch nicht gekommen."

Bischof J. F. Reichel sollte daher durch eine Visitationsreise den Muth neu erwecken und die passendsten Einrichtungen anrathen. Er that sein Möglichstes, in Trankebar, das er 1786 erreichte, die sichersten Erkundigungen einzuziehen, und seinem in Kopenhagen gegebenen Versprechen gemäß wenigstens der Nicobar Mission zu einigem Aufschwung zu verhelfen. Bengalen hat er nicht besucht. Grasmann stellte sich von dort ein und gab Bericht, wie nun vier europäische Familien, etliche Armenier und viele Katholiken unter etwa 9000 Schwarzen in Sirampur wohnen. „Die Brüder haben ein schönes Wohnhaus mit Nebengebäuden; sie bringen sich durch, der eine als

Arzt, ein anderer als Tischler, verdienen auch etwas durch Stundengeben; sie führen eine gemeinschaftliche Haushaltung mit fünf schwarzen Dienern. Den Heiden ist noch wenig gepredigt worden, trotz aller dazu gegebenen Freiheit. [Die Kaste wird als das Haupthinderniß bezeichnet.] Doch hat Grasmann fleißig Bengalisch gelernt, ein Wörterbuch gesammelt und manches übersetzt. In Patna seien mehr Brahmanen und die Kasten noch strenger; dort fehle ferner die Freiheit, das Evangelium zu verkündigen. Entstünden aus der Bekehrung der Heiden einige Unruhen, wie unvermeidlich ist, so würde die englische Regierung die Mission untersagen, wie schon in Ansehung der katholischen Mission geschehen ist." — Reichel hatte nicht Brüder genug, um alle Posten gehörig zu besetzen, daher beschloß er die Aufhebung der bengalischen Mission, und schiffte sich schon eine Woche nach Grasmann's Ankunft mit dem kranken Latrobe nach Europa ein (Okt. 1786).

Grasmann hatte nun die zwei Brüder aus Patna zurückzurufen; so wurde im Dec. 1787 diese Station verlassen, und im Jahr 1792 schiffte auch er sich nach Europa ein. Schon vier Jahre zuvor war die Nicobar Mission zu Ende gegangen, und 1795 beschloß die Aeltestenkonferenz die Aufhebung des Brüdergartens in Trankebar, „da die Unterhaltung in die Länge unerschwinglich wurde, und man nicht die geringste Aussicht zur Ausbreitung des Reiches Christi hatte," worauf sich die Brüder allmählig zurückzogen, bis in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts die 40jährige Verbindung der Brüdergemeinde mit Indien gelöst war, scheinbar ohne irgend welche nennenswerthe Frucht.

Was aber Grasmann von Sirampur behauptete: „Wenn das Evangelium fleißig verkündigt wird, und die Stunde der Heiden einmal schlägt, so scheint dort die beste Gelegenheit zu einer Missionsanstalt in Ostindien zu sein," das lautet uns nun wirklich prophetisch. Energischere Männer rückten in die offene Stelle nach, und weil sie glaubten, und das Evangelium fleißig verkündigten, schlug auch die Stunde der Heiden.

---

2. Vorbereitungen zur bengalischen Mission.

Ehe wir aber die Engländer erwähnen, welche nach Grasmann sich daran wagten Bengalen zu evangelisiren, sei noch eines Lutheraners gedacht, der gleichfalls von Trankebar nach Bengalen kam. Der Schwede Kiernander (geb. 1711) fand sich durch die Fortschritte der Franzosen in Südindien so eingeengt, daß er sich nach Kalkutta einschiffte (1758), wo ihn Oberst Clive, der 15 Monate zuvor durch den Sieg bei Plassey die Herrschaft der Kompagnie begründet hatte, mit offenen Armen empfieng, wie er denn mit Frau Clive das jüngste Kind des Missionars aus der Taufe hob. Dieser wurde der allgemeine Liebling, richtete eine Freischule ein und predigte in portugiesischer Sprache den Mischlingen der reißend schnell aus ihren Ruinen erstehenden Hauptstadt. In Folge einer zweiten Heirath wurde Kiernander ein reicher Mann (1761), baute eine Kirche und Schulhaus und machte Stiftungen für wohlthätige Zwecke. Aber durch die Bürgschaft für einen liederlichen Sohn gerieth er in äußerste Armuth, so daß er (1787) nach Sirampur unter den Schutz der dänischen Flagge flüchten mußte, um seinen Gläubigern zu entgehen. Fast 90jährig starb er 1799 im holländischen Tschinsura an den Folgen eines Beinbruchs. Carey, der ihn fünf Jahre vor seinem Tode sah, erbaute sich an dem ungelöschten Missionseifer des Greisen, und ward durch seinen Zuspruch nicht wenig ermuthigt.

Hier war also ein überaus eifriger Missionar, dem es jedoch sicherlich an der rechten Nüchternheit fehlte.*) Er hatte auch Mitarbeiter an dem durch ihn gewonnenen Pater Bento, wie an den Missionaren Diemer (1774—1785) und Gerlach (1778—1788). Da aber alle Unterstützung von Europa ausblieb — sechs Jahre lang kam kein Gehalt an —, mußten sie sich irgendwie durchzubringen suchen. Nur Ein Hindu von guter Kaste wird genannt, den Kiernander getauft hat, der reiche Dollmetscher Ganeschamdas (1774). Sonst beschränkte sich sein Missionsdienst auf die verachteten Halbeuropäer und Knechte, und diese verloren sich nach seinem Abtreten unter der englischen Gemeinde.

Für diese wurde David Brown der erste rechte Hirte. Dieser bischöfliche Geistliche kam 1787 in Kalkutta an, um die Pflege der

*) Siehe Fenger, Geschichte der Trankebar Mission.

Hunderte verwahrloster halbeuropäischer Kinder zu übernehmen, deren Zahl in der sittenlosen Stadt schnell zunahm. Da fand er die Protestanten durch Kiernanders Unglück verwaist, und predigte ihnen am Sonntag. Die Vorsteher der Waisenhäuser zürnten ihm darüber, obgleich er die ganze Woche hindurch Schullehrerdienste that, und entließen ihn 1788. Er unterrichtete nun in Häusern der Beamten, und kam dadurch in enge Beziehungen zu Ch. Grant, einem frommen Christen mitten unter Spöttern und Schwelgern. Grant war es, der Kiernander's Kirche, gerade ehe sie verauctionirt werden sollte, um 10,000 Rupies aufkaufte und für den Dienst der Mission der christlichen Erkenntniß-Gesellschaft anbot. Mit ihm stand der Beamte des Obergerichts, R. Chambers, ein Freund von Missionar Schwarz, an, für die Evangelisirung Bengalens etwas zu wagen. Aber wohin sie sich auch wendeten, überall fehlte es an geeigneten Werkzeugen.

Damals kam der wohlmeinende, aber unsolide Schiffsarzt J. Thomas nach Kalkutta, und suchte umsonst nach einem Christen. Am Sonntag wehte wohl die Flagge auf Fort William, und einige Wenige fanden sich zum Gottesdienst ein; sonst aber ließ sich kein Zeichen entdecken, daß Bengalens Eroberer irgend welcher Religion angehörten. Excentrisch wie er war, rückte er 1. Nov. 1783 in die India Gazette eine Ankündigung ein: es bestehe ein Plan, das Evangelium in Bengalen zu verbreiten; alle Klassen werden eingeladen, ihm darin beizustehen. Unterzeichnet A B C. Darauf antwortete Ein Mann, der edle Chambers, er sei bereit für eine Hindustani Uebersetzung des Neuen Testaments etwas zu thun; aber Thomas kehrte für jetzt ohne weitere Erklärung nach England zurück. — Als er Kalkutta 1786 wieder besuchte, wurde es ihm so wohl im Grant'schen Kreis, daß er daselbst seine Gedanken eröffnete, selbst das Evangelium unter den Hindu's zu predigen. Grant besaß eine Indigofaktorei bei Malda, welcher damals der fromme Udny vorstand. Zu ihm wurde Thomas geschickt und sein Unterhalt durch Grant und seine Freunde bestritten. Da legte er sich mit großem Eifer auf die Erlernung des Bengalischen und predigte bald hin und her auf Bootreisen im Lande. Doch war er als Baptist ein so heftiger Sektirer, daß seine Verbindung mit Kirchenleuten nicht lange dauern konnte; auch ließ er sich wieder auf unglückliche Spekulationen ein. Grant gab ihm Geld zur Reise nach England, wohin er nun selbst auch zurückkehrte (1790).

Einen umfassenderen Plan für eine kirchliche Mission, zunächst

auf acht Stationen berechnet, hatte Grant 1786 entworfen und Freund Brown gebeten, ihn dem Generalgouverneur Lord Cornwallis vorzulegen. Wie man ohne dessen Erlaubniß etwas Größeres anfangen könne, vermochte Brown sich gar nicht zu denken; und um ihn nicht im Voraus abzuschrecken, wagte er nur die Nothwendigkeit von Schulen, „welche die christliche Belehrung der Heiden vorbereiten könnten," ihm vorzustellen. Der Lord aber entließ ihn mit der kühlen Bemerkung, er halte nichts auf solche Plane. Grant wagte sich selbst an den großen Mann, und überreichte ihm sein Papier, das wahrscheinlich nicht einmal gelesen wurde. Lord Cornwallis war nur bemüht, ein Gesetzbuch zu verfassen, eine neue Aristokratie zu schaffen und die Grundsteuer auf ewig festzusetzen, — alles wohlgemeinte Bestrebungen, die aber ein Fluch für Bengalen geworden sind. Eine Mission hielt er (1788) in Indien für unmöglich: „Die Taktlosigkeit eines einzigen Lehrers könnte eine Regierung erschüttern, welche ihre Stütze an einer Armee von Kastenmännern hat, deren Treue und Zuneigung wir uns nur durch unablässige Aufmerksamkeit auf die Schonung ihrer abergläubischen Eigenheiten gesichert haben."

Grant ließ sich nicht abschrecken; er versuchte es mit dem Erzbischof von Canterbury, mit den Vertretern der evangelischen Partei, und endlich mit Wilberforce (Sept. 1787), denen allen er die Sache brieflich an's Herz legte. Vorerst waren die evangelischen Freunde mehr mit den Negern Westindiens beschäftigt; doch als Grant persönlich seine Angelegenheit Wilberforce empfahl (1790), nahm sich dieser der Sache eifrig an, rieth aber vorerst sich ganz nur auf Unterrichtsplane für Indien zu beschränken. Alles Religiöse wurde aus dem Entwurf gestrichen, aber auch so mundete er dem Erzbischofe (Dr. Moore) nicht; und der König hatte seine Bedenken „wegen der von Frankreich ausgehenden Neuerungssucht!"

Es nahte die Zeit, da der Freibrief der ostind. Kompagnie für weitere 20 Jahre bestätigt werden sollte. Der tüchtige Minister Indiens, Dundas, brachte 1793 seinen Gesetzesvorschlag ein; Wilberforce versuchte denselben durch zwei Sätze zu vervollständigen: 1. daß es die Pflicht des Parlaments sei, das Glück der britischen Unterthanen im Osten zu befördern durch Maßregeln für ihren allmähligen Fortschritt in nützlichem Wissen und sittlicher und religiöser Besserung; 2. daß für den Unterricht der Protestanten in Indien genügende Vorsorge getroffen werden solle, auch Kaplane auf den größeren Schiffen anzustellen seien. Der Vor-

schlag wurde ohne Murren angenommen; als aber die Juristen das Wort „Zulassung von Missionaren und Schullehrern" einrücken wollten, erhoben sich die Direktoren im India Haus und führten die Verwerfung der beiden Sätze herbei.

Um dieß zu erklären, müssen wir uns nun die Stellung der ostindischen Kompagnie zum Christenthum vergegenwärtigen. So lange sie nur Handel trieb, hatte sie sich der Mission nie abgeneigt gezeigt. Auch hatte das Parlament im Freibrief von 1698 festgesetzt, daß auf jeder Station ein Prediger unterhalten werden müsse, der portugiesisch zu lernen habe, um Sklaven oder Diener der Kompagnie im Glauben unterrichten zu können. Den deutschen Missionaren in Südindien waren die Beamten der Kompagnie nie in den Weg getreten, hatten sie vielmehr zu Zeiten unterstützt und den Obern von deren Fortschritten Bericht abgestattet, zuletzt im Jahr 1752. Da kam die Schlacht von Plassey (eigentlich Palāsi) dazwischen, welche aus Kaufleuten Prinzen, aus der Kalkutta Faktorei die Hauptstadt eines Reiches machte. Dem Ehrgeiz und der Habsucht war damit ein ungeheurer Spielraum eröffnet, und jeder ernstere Gedanke wurde von dem Verlangen, möglichst bald auch Vermögen zu erwerben, erstickt. Was im Orient seit alten Zeiten für Recht gegolten hatte: die Kunst, den Machtbesitz in Geld zu verwandeln, wurde von den schlechtbezahlten Dienern der Kompagnie im Nu erlernt; und die Direktoren derselben vermochten mit ihren unmächtigen Strafbriefen nicht durchzudringen. Das Parlament mußte sich drein legen, und um der Bedrückung der Eingebornen Abhilfe zu verschaffen, wurde 1774 der königliche Gerichtshof in Kalkutta errichtet. Der unverschämtesten Gewissenlosigkeit wurde damit gesteuert; aber überall öffneten sich noch Hilfsquellen in Menge, daraus sich ohne besondere Schande Gold gewinnen ließ. Ehen waren damals überaus selten, die meisten Engländer lebten mit eingebornen Weibern, die für die besten Munschi's (Sprachlehrer) galten, und die Höchstbesoldeten hielten sich Zenanas (Harems). Je freier nun über das Christenthum gespottet wurde, desto andächtiger beugte man sich vor den „religiösen Vorurtheilen der Eingeborenen". Von sonntäglichem Gottesdienst war keine Rede, der Tag wurde am liebsten durch Wettrennen gefeiert. England hatte zwar Bengalen erobert, aber bengalische Sitte herrschte über die Eroberer.

Die zurückgekehrten Angloindier suchten fortan einen Sitz im Direktoren-Hof zu gewinnen, um ihren Söhnen und Verwandten

dieselbe vielversprechende Laufbahn zu eröffnen. Es gelang; die Direktion der Kompagnie gerieth somit unter den Einfluß der „alten Indier". Diese alle schwärmten für indischen Aberglauben, und haßten „die Heiligen" aufs bitterste. Sobald sie von dem Vorschlag hörten, Missionaren Zutritt nach Indien zu gestatten, hielten sie einen Rath, in welchem nur Ein Freund von Wilberforce, Thornton, gegenwärtig war. Lushington, der in Indien reich geworden war, eröffnete die Verhandlung (23. Mai 1793), indem er nach seinen und seiner Freunde allgemeinem Urtheil Missionen in Indien für ein Hirngespinnst erklärte und sich auf die Aufklärung der Neuzeit berief, welche alles Proselytiren für einen Anachronismus halten müsse; der Vorschlag gefährde jedenfalls die Sicherheit der indischen Regierung. Umsonst stellte Thornton vor, man wolle nicht proselytiren, sondern nur durch Schulen so viele Kenntniß der christlichen Religion verbreiten, daß denen, welche sich ihr zuwenden wollten, Gelegenheit geboten sei, ihren falschen Glauben gegen einen bessern auszutauschen. Eben darin, meinte Lushington, bestehe die große Gefahr; sobald die Einheit des Glaubens, das größte Gut der Indier, gestört werde, sei es mit der britischen Herrschaft aus. M. Campbell, der Schwarz gekannt hatte, lachte über den tollen Gedanken; jedenfalls bekäme man nur die Auswürflinge Indiens in die Mission, die höheren Klassen besitzen bereits die reinste Sittlichkeit und die strengste Tugend. Die meisten stimmten eilends bei, und es wurde beschlossen, dem Vorschlag Wilberforce's im Parlament mit Macht entgegenzutreten. Daß die Kompagnie sich hinfort gegen jeden Missionsversuch wehren werde, war damit klar ausgesprochen. Sie fürchtete Schulen und Unterricht fast mehr als das Predigen einiger Schwärmer; denn wenn die Indier aufgeklärt würden, ließ sich die unverantwortliche Fremdherrschaft nicht in bisheriger Weise fortführen. Eines aber thaten sie: eine hohe Schule in Benares sollte hinfort die Literatur, Gesetze und Religion der Hindu's in Pflege nehmen, und 1400 Pfd. Sterling jährlichen Aufwands wurden für diesen Zweck bewilligt.

Umsonst nahm sich Wilberforce im Parlament des verschrieenen Christenthums an. Minister Dundas bezeugte ihm seine höchste Achtung, meinte aber, wegen der indischen Bigotterie müsse vorerst noch zugewartet werden. Das Haupt der Liberalen, Charles Fox, hielt alles Proselytiren für unrecht und gefährlich. Das Unterhaus ließ also den Vorschlag fallen, und im Oberhaus nahmen sich kaum Einer

oder Zwei der Bischöfe seiner an. Indien war wieder auf 20 Jahre dem Fortschritt verschlossen, — soweit die Großen der Erde darein zu reden hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Anzeige.

Bei der Missionsverwaltung in Basel ist zu haben:

Entstehungsgeschichte der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel. Mit kurzen Lebensumrissen der Väter und Begründer der Gesellschaft. Eine **Jubiläums-Festgabe** von Dr. Albert Ostertag. Preis Fr. 1. 25. = 36 kr.

Sieben photographische Ansichten, die Hauptpartheien unserer **afrikanischen Stationen** darstellend: Akropong. — Früheres Mädcheninstitut in Aburi. — Zwei Ansichten des Mädcheninstituts in Abokobi. — Missionshaus in Abokobi. — Missionshaus in Christiansborg. — Fort in Christiansborg mit Lager. Die sieben Blatt in einem Couvert zusammen genommen fr. 5. = fl. 2. 20, einzeln das Stück fr. 1. = 28 kr.

Ein Kapitel aus dem Evangelium St. Matthäi, ausgelegt in Predigten durch Chr. Johannes Riggenbach, Professor. Der Basler Missionsgesellschaft **bei der Feier ihres fünfzigjährigen Bestandes** zu einem Zeichen herzlicher Verbundenheit im Herrn gewidmet vom Verfasser. Preis fr. 1. = 28 kr.

Ferner wurde uns **als Festgabe zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens** unserer Gesellschaft von dem Herrn Herausgeber überlassen:

Philipp Matthäus Hahn's Betrachtungen und Predigten über die sonn- und feiertäglichen Evangelien, wie auch über die Leidensgeschichte Jesu. Sechste Ausgabe. Preis fr. 3. 25. = fl. 1. 30.

auch in weltlichen Dingen den König zu berathen, der schon 1852 die erste Verfassung durch eine noch freisinnigere ersetzte.

(Schluß folgt.)

Missionsanfänge in Bengalen.

(Fortsetzung.)

3. Carey und die Baptistische Missionsgesellschaft.

Was dem mit allen Mitteln wohlausgerüsteten edlen Grant mißlang, sollte nun einem armen Schuhflicker gelingen. Dem Schulmeister des Dorfes Pury bei Northampton wurde 17. August 1761 ein Sohn geboren, William Carey, der frühe alle Bücher las, die er bekommen konnte, jede Pflanze beobachtete, jedes Insekt zu sammeln und zu zeichnen bemüht war. Keine Schwierigkeiten brachten ihn von seinem Ziele ab; was er wollte, setzte er irgendwie durch. Ein lateinisches Wörterbuch, das ihm im zwölften Jahr in die Hände gerieth, lernte er fast auswendig; und als die armen Eltern ihn einem Schuhmacher in die Lehre gaben, fand er einen neutestamentlichen Kommentar, aus welchem griechische Wörter abgezeichnet und auswendig gelernt werden konnten. Eine Magd im Hause machte ihn auf sein leichtsinniges Wesen aufmerksam; nun hörte er fleißig den frommen Prediger Scott in Ravenstone und arbeitete sich aus einem gesetzlichen Christenthum zu der rechten Erkenntniß des Heils in Christo durch. Er wußte mehr als andere heilsdurstigen Seelen und wurde von einem Kreis dissentirender Gläubigen zum Prediger berufen. Erst achtzehn Jahre war er alt, als er seine erste Predigt hielt, und er hat sich dieser verfrühten schwachen Anfänge oft geschämt. Während er aber Schuhe flickte und sich auf seine Sonntagspredigten vorbereitete, kamen ihm Zweifel über die Kindertaufe. Im Oktober 1783 ließ er sich von Dr. Ryland im Flüßchen Nen taufen. Er war nun Baptist, wurde auch mit knapper Noth als Baptistenprediger angenommen, entlehnte fleißig Bücher und lernte täglich etwas Latein und Griechisch. Sein Meister war 1781 gestorben, worauf Carey sein Geschäft übernahm und die Schwester des Meisters heirathete, ehe er zwanzig Jahr alt war, — ein unkluger Schritt, denn die Frau war so beschränkt und eigensinnig als möglich;

das Geschäft wollte nicht vorwärts gehen, Armuth und Fieber schienen Jahrelang jeden Fortschritt unmöglich zu machen. Er versuchte es mit Schulehalten, aber dazu hatte er nicht das mindeste Geschick. Als er später einst mit Lord Hastings speiste, und ein General den Adjutanten leise fragte, ob Dr. Carey nicht ein Schuhmacher gewesen sei, rief dieser aus: Ach nein! nur ein Schuhflicker. Und über sein Schulhalten äußerte er: Die Jungen haben mehr ihn gehalten, als er sie. Unter allen diesen Schwierigkeiten aber lernte er Eines: die Zeit auf's sorgsamste zu vertheilen und jeden Augenblick auf's beste zu benützen, bis er in der heiligen Schrift bewandert war wie wenige, und durch eine gelungene Predigt sich die Freundschaft des geistreichen Baptistenpredigers A. Fuller in Kettering erwarb.

Als Carey einst Cooke's Endeckungsreisen las, fiel ihm das Elend der Heidenwelt schwer aufs Herz. Er wurde den Gedanken an die Mission kaum mehr los. In seinem Arbeitszimmer hatte er eine große Weltkarte aufgehängt, in welche er alle Bemerknugen über den Zustand der Heidenvölker und ihre Religionen eintrug. Während er Schuhe flickte, sah er oft wieder nach der Karte und betete für dieses und jenes Volk. Einmal waren die Baptistenprediger in Northampton versammelt und Ryland schlug vor, die Jüngern sollten einen Gegenstand zur Besprechung vorlegen. Carey stand auf und nannte die Pflicht der Christen, das Evangelium unter den Heiden auszubreiten. Darüber sprang Ryland auf und donnerte: „Junger Mensch, sitz nieder! Wenn Gott die Heiden bekehren will, braucht er weder dich noch mich dazu." Und auch Fuller meinte: „wenn Gott Fenster im Himmel machen sollte, könnte das je geschehen?" Carey aber arbeitete eine Broschüre über den Gegenstand aus — während er oft hungrig zu Bette gehen mußte und wochenlang kein Fleisch zu schmecken bekam, — und aus diesem Schriftchen verbreitete sich der Missionsgedanke über die kleinen Dissenter-Gemeinden Englands. Es zeugt von einer ungemeinen Bekanntschaft mit der Geographie und Geschichte der verschiedensten Länder, sowie von einer Energie, welche vor keiner Aufgabe zurückschrickt.

Carey erhielt nun eine Stelle in Leicester 1789, welche es ihm möglich machte, seinen Studien ohne weitere Handarbeit obzuliegen, während er in Stadt und Land das Evangelium predigte. Er schloß daselbst eine innige Freundschaft mit dem Stiftsprediger Robinson, wie mit andern ausgezeichneten Männern verschiedener Kirchengemein-

schaften. Wie er aber auch für Missionen wirken mochte, Niemand wollte seinen Namen zu so wilden Plänen hergeben. Da predigte er einmal (Mai 1792) über Jes. 54, 2 f. vor den versammelten Geistlichen seiner Sekte, indem er den Doppelgedanken ausführte: 1. Erwartet Großes von Gott, 2. Versuchet Großes für Gott. Alle waren bewegt; dennoch wollten sie bereits, ohne Hand anzulegen, scheiden, als Carey fast verzweifelnd Fuller bei der Hand packte und fragte: „und geht ihr noch einmal auseinander, ohne etwas zu thun?" So wurde denn vorgeschlagen und beschlossen: bei der nächsten Zusammenkunft solle der Plan einer Mission unter die Heiden berathen werden.

Das geschah in Kettering 2. Okt. 1792; man wußte weder rechts noch links; praktische Fertigkeit, Geld und Einfluß, Alles mangelte. Doch bildete sich eine Gesellschaft, mit fünf Männern als Kommittee, darunter Fuller, Ryland und Carey. Zusammengelegt wurden 157 fl., worauf Carey sich anbot, in irgend ein Land zu reisen, das die Gesellschaft wählen würde. Die Baptisten in Birmingham übersandten 78 Pfd. Sterl. als ihren ersten Beitrag, und andere Gemeinden folgten dem Beispiel. Die reichen Baptisten in London aber hielten sich in kühler Ferne, weil kein bekannter Name auf der Liste stund. Nur der fromme anglikanische Geistliche J. Newton bezeugte Carey seine herzliche Theilnahme und gab ihm väterlichen Rath.

England verhielt sich kalt zu der großen Frage; Schottland war sogar feindlich gestimmt. Als dort in der Generalversammlung 1796 die Mission erwähnt wurde, erklärten sie gelehrte Doktoren für unnatürlich, weil die Völker augenscheinlich erst civilisirt werden müßten, ehe man sie Religion lehren könne, — ja für höchst gefährlich, weil mit dem gesammelten Gelde einmal die gesellschaftliche Ordnung des Landes erschüttert werden könnte.

Wo aber sollten die Baptisten den ersten Versuch machen? Man rieth hin und her, als Freund Thomas von Bengalen zurückkehrte und Carey von seinem Missionsversuch in Malda benachrichtigte. Er schilderte die dortigen Aussichten so glänzend, daß man (Jan. 1793) beschloß, Carey und Thomas nach Bengalen abzuordnen.

Frau Carey aber wollte nichts davon hören, sich mit ihren vier Kindern ans Ende der Welt verbannen zu lassen, und ihr Gatte gerieth darüber in die größte Gewissensnoth. Er entschloß sich endlich, allein mit seinem ältesten Sohne auszugehen, und wenn die Mission

gegründet wäre, die Familie nachzuholen. Aber dann fand sich, daß das gesammelte Geld zur Hinausreise nicht zureiche. Thomas wanderte im Lande umher, auch Fuller bettelte und borgte; das Nöthigste war endlich beisammen und es handelte sich nur noch um ein Schiff.

Eine schwere Frage! Denn ohne den Paß der Compagnie war es gefährlich in Indien zu landen, und die Direktoren waren noch so aufgeregt von Wilberforce's Vorschlag, daß von ihrer Gewährung eines solchen keine Rede sein konnte. Thomas bewog zwar den Kapitän eines Compagnieschiffs, sie auch ohne Paß aufzunehmen; aber ein anonymer Drohbrief von London schreckte den Mann ab; das schon eingeschiffte Gepäck mußte wieder gelandet werden. Ohne Paß nach Indien zu gehen, war 1783 für ein schweres Verbrechen erklärt worden; hätte ein Ostindienfahrer die Missionare auch bis Sagar gebracht, sie wären dort zur Umkehr genöthigt worden. Carey mußte weinend zusehen, wie sich vor Portsmouth die ganze Flotte von Ostindienfahrern sammelte und endlich eines schönen Morgens in die See stach, — ohne ihn mitzunehmen.

Doch Thomas trieb sich wieder in London um, stets auf der Hut vor seinen Gläubigern, denen er noch 6000 fl. schuldete! Da hört er von einem dänischen Schiff, das von Kopenhagen nach Kalkutta fahre. Man mußte sich schnell entscheiden; und dem nie verlegenen Thomas gelang es auch unverhofft, Frau Carey zum Mitgehen zu bewegen. Wie wunderbar! dachte Carey; — nur wollte seine Frau nicht ohne ihre Schwester abreisen, und damit zeigte sich der Geldbeutel nicht einverstanden. Carey zwar verkaufte binnen 24 Stunden Alles, was er besaß, löste aber nur 230 fl. Statt der erforderlichen 600 Pfd. waren höchstens 300 aufzutreiben. Doch Thomas redete mit dem Kapitän, machte die schönsten Anerbietungen, wollte mit der schlechtesten Kost vorlieb nehmen: nur Carey und seine Frau sollten am Tisch speisen, die andern als Dienerschaft angesehen werden u. s. w. Es gelang, und am 13. Juni 1793 schifften sich die zwei Männer mit zwei Frauen und vier Kindern auf der „Kronprinzessin Maria" ein. Der Kapitän war so freundlich, die vier Erwachsenen an seinen Tisch zu nehmen; er that was er konnte, die Reise Allen angenehm zu machen.

---

4. Carey's Missionsversuche.

Unbeschrieen landeten die Missionare am 11. November in Kalkutta, wo sie ein Haus mietheten und sich eine Zeitlang vom Verkauf der Waaren ernährten, in welche die Beiträge der Gesellschaft waren umgewandelt worden. Doch waren diese schneller aufgezehrt, als sich das Bengali erlernen ließ. Sie forschten nach einem wohlfeileren Wohnort, versuchten sich auch in Bandel (bei Tschinsura), wo die älteste katholische Kirche Bengalens steht, vor etwa 260 Jahren von Portugiesen erbaut, und in Nadija, dem Hauptsitz bengalischer Gelehrsamkeit, wo sich die Pandits freundlich bezeigten. Endlich aber fand sich Thomas bewogen, um leben zu können, wieder Arzt in Kalkutta zu werden; und Carey mußte das Anerbieten eines reichen Hindu annehmen, eines seiner Häuschen in der Vorstadt Manicktolah mit seiner Familie zu beziehen. Zwanzig Jahre später war der Hindu arm geworden, und Carey in Stand gesetzt, ihm seine Freundlichkeit reichlich zu vergelten.

Vorerst aber nagte er am Hungertuche, und die Kinder erkrankten in dem engen Gemach, während seine Gattin ihn mit Vorwürfen überschüttete und sein leicht beweglicher Freund mit geborgtem Geld sich vornehm einrichtete. Carey war zu unbeholfen, um irgendwo eine Summe aufnehmen zu können. Er entschloß sich endlich, den frommen anglikanischen Prediger Brown zu besuchen, hatte zwei Stunden weit zu gehen, und fand — kalte Höflichkeit. Nicht einmal Erfrischungen wurden ihm geboten; die Verbindung mit dem wohlbekannten Thomas hatte die englischen Freunde mit Argwohn gegen Carey erfüllt. Er fühlte sich allein und verlassen wie nie zuvor.

Da beschloß er, irgendwo in den Sundarban's ein unbebautes Stück Land zu suchen und es zu bebauen; war ihm doch immer das Gärteln besser geglückt als das Schuhflicken. Sobald ihm Thomas etwas Geld leihen konnte, schiffte er sich in einem Boot ein, er wußte selbst nicht wohin, nur hinaus in die Wüste! Seine Lebensmittel waren fast alle, als er am Ufer bei Dehatta, 16 Stunden von Kalkutta, einen Salzfaktor Alligators schießen sah. Carey landete und legte ihm sein Anliegen vor. Der einsame Europäer (er hieß Short) war froh, einem Fremden Gastfreundschaft zu erweisen, so unverständlich ihm das Missionsgerede erschien. Er lud ihn auf sechs Monate zu sich ins Haus ein; und dort im dichten Walde baute sich nun

Carey eine Hütte, schoß Gazellen und wilde Schweine zur Nahrung, legte Aecker an, und erwartete nicht ohne Sorge die gefürchtete Regen- und Fieberzeit, immer bemüht, mit den benachbarten Salzsiedern über ihr Seelenheil zu reden.

Da zeigte sich ein neuer Ausweg. Der wackere Beamte Udny in Malda hatte seinen Bruder und seine Schwägerin durch einen Unfall auf dem Fluß verloren, und Thomas, der ihm seiner Zeit viel Noth bereitet hatte, bezeugte ihm darüber schriftlich sein herzliches Beileid. Udny vergaß alles Vergangene und lud ihn freundlichst zu sich ein. Da es mit der ärztlichen Kundschaft sich nicht gut schicken wollte, und Udny die Reise bezahlte, war Thomas gleich bereit und ließ sich gerne als Indigo-Aufseher anstellen. Er erwähnte gegen den edlen Mann die mißliche Lage seines Freundes, und auch diesem wurde eine ähnliche Stelle angeboten.

Am 1. März 1794 erhielt Carey den Brief und nahm das Anerbieten mit beiden Händen an; hatte er doch nun Aussicht auf eine sorgenfreie Stellung und Zutritt zu den einfachen Landleuten der Faktorei. Im Juni langte er in Malda an, und predigte den 16 Engländern, die er dort traf, ehe er sich in dem zwölf Stunden nördlich gelegenen Madnabatty niederließ, während Thomas sechs Stunden weiter entfernt wohnte. Udny gab ihm 200 Rupies des Monats, von denen Carey $1/4$, oft $1/3$ für Missionszwecke zu ersparen vermochte. Fünf Jahre brachte er dort in der Stille zu, beschäftigt mit Verbesserungen im Ackerbau, mit der Predigt des Worts und der Uebersetzung des Neuen Testaments. Auch eine Schule ließ sich einrichten. Die Gesellschaft aber, die ihn ausgesandt, und in drei Jahren nur 300 Pfd. Sterl. für beide Missionare zusammenzubringen vermochte, zankte ihn tüchtig aus, daß er „sich vom Missionsgeist durch Handelsbestrebungen abbringen lasse". Sein Trost war, daß er unter allen Widerwärtigkeiten langsam, doch sicher seinem Ziele zusteuerte.

Schon thaten auch seine Berichte ihre Wirkung in England; es bildete sich dort eine zweite Missionsgesellschaft, die Londoner, von freigesinnten Independenten und Kirchenleuten, 1795 gestiftet. Ihr reichster Anhänger, der schottische Seeoffizier Haldane, war bereit, in Bengalen eine umfassende Mission auf eigene Kosten zu gründen. Aber umsonst mühte sich Wilberforce für ihn ab; die Direktoren der Compagnie hätten lieber eine Bande von Teufeln nach Indien gelassen, als eine Schaar Missionare. Sie erließen strenge Befehle,

alle Europäer in Indien nur gegen Vorzeigung von Freibriefen oder auf Bürgschaft zu dulden, und jeden aus dem Lande zu schicken, der eine unerlaubte Beschäftigung treibe. Für Carey, der als Indigopflanzer bezeichnet ward, leistete Udny mit noch einem Freunde Bürgschaft. Da kam ein weiterer Missionar, Fountain, nach Madnabatty; er hatte sich als „Bedienter“ nach Indien eingeschmuggelt. Der Geist der französischen Revolution hatte ihn so weit angesteckt, daß er sich in seinen Briefen nach England bitter über die ostindische Compagnie und ihr Monopol äußerte, und da die Post damals viele verdächtige Briefe öffnete, durch sein unbesonnenes Urtheil die Mission in große Gefahr brachte. Er ließ sich jedoch von seinen Obern zurechtweisen und predigte fleißig in Bengali, ward aber bald (1800) von der Ruhr hinweggerafft.

Indessen hatte Carey so wenig Glück mit seinem Indigogeschäft, als Thomas, so daß Udny an die Aufhebung der Faktoreien denken mußte. Er kaufte noch für Carey eine Druckerpresse, um das bengalische Neue Testament endlich in den Druck zu geben; die Maschine wurde von den Landleuten in Madnabatty für einen europäischen Götzen gehalten. Dann aber kam an Udny der Ruf zu einer höhern Stelle in Kalkutta; sein Nachfolger in Malda haßte die Mission, und Carey mußte sich in ein Häuschen in Kidderpur zurückziehen, während Thomas sich an verschiedenen Orten mit wechselndem Glück umtrieb, und nur der Einen Aufgabe treu blieb, überall das Evangelium zu verkündigen und durch unentgeltliche ärztliche Hilfe es den Eingebornen zu empfehlen.

So waren sechs Jahre vergangen in unsteter Vorbereitung. Täglich predigte Carey in Bengalisch, an Sonntagen zweimal, und noch keine Frucht! Er war aber so wenig entmuthigt, daß er einen Plan entwarf, nach Art der Herrnhuter sich in Strohhütten irgendwo niederzulassen, sieben oder acht Missionsfamilien zumal mit gemeinschaftlicher Haushaltung; dazu dürften, meinte er, 400 Rupies des Monats zur Noth ausreichen. Es war ein unausführbarer Plan, dessen Nichtigkeit wohl die erste Regenzeit erwiesen hätte; war doch auch Carey schon ein Kind dahingestorben und seine arme Gattin über dem Verlust wahnsinnig geworden, so daß er sie ihr übriges Leben hindurch († Dec. 1805) eingesperrt halten mußte.

Doch waren die Freunde in England geneigt, an die Ausdehnung der Mission zu denken, so trüb sich die Aussichten in Bengalen

anließen. Grant war 1794 ins Direktorium der Compagnie gewählt worden, — ein folgenreiches Ereigniß! Er empfahl in einem wohlerwogenen Pamphlet die Vortheile, welche den Unterthanen der Compagnie aus europäischem Unterricht erwachsen dürften. Ueberall wirkte er für die Zulassung von Missionaren; ihm hatte es Ringeltaube zu danken, daß er im Dienste der „christlichen Erkenntniß-Gesellschaft" nach Kalkutta gehen durfte (1798). Sodann dachte Grant auf Mittel, die Sittlichkeit der englischen Gesellschaft in Indien zu heben. Außerhalb Kalkutta's gab es noch keine Kirche; die Kaplane, sechs bis sieben an der Zahl, hatten nicht einmal die Pflicht sonntäglichen Gottesdienstes: es schien genug, wenn sie tauften, trauten und beerdigten. Der schwache, aber gewissenhafte Generalgouverneur, Sir J. Shore (1793—98), später als Lord Teignmouth Präsident der Bibelgesellschaft, ließ sich bewegen, vier weitere Kapellen in Dacca, Patna u. s. w. zu dekretiren, ohne daß freilich in 25 Jahren auch nur eine derselben zu Stande gekommen wäre. Aber bessere Kaplane (worunter Claudius Buchanan) wurden nun in das Land geschickt, den schlechten mit Entlassung gedroht und anständiger Besuch des Gottesdienstes, sowie Heiligung des Sonntags anbefohlen. Grant vermochte die Direktoren dazu, die Unsitte der sonntäglichen Wettrennen strenge zu rügen, und das hohe Spiel, das überall gäng und gäbe war, zu verbieten. Wer für mehr als 10 Pfd. Sterl. spiele, solle alsbald nach England zurückgeschickt werden. — Carey hatte die Aussicht, als Indigopflanzer in Bengalen unangefochten wohnen zu dürfen; warum sollte er nicht Gehilfen für seine Arbeit anzunehmen wagen? Die Gesellschaft fand in kurzer Zeit vier tüchtige Männer, von denen zwei, Brunsdon und Grant, frühe hinweggerafft wurden, während die beiden andern zu Zierden der Sirampur-Mission heranwuchsen.

Der eine, W. Ward, geb. 1796, hatte eine fromme Erziehung genossen, fiel aber später als Buchdrucker in französischen Republikanismus, und wurde ein gefürchteter Redakteur der freisinnigen Presse, während er zugleich im Verein mit Clarkson die Uebel der Sklaverei und des Sklavenhandels aufs wirksamste angriff. Die Bekanntschaft mit christlichen Freunden brachte ihn 1796 von der Politik ab, so sehr, daß er Jahrelang keine Zeitung mehr ansah, und sich dem Unterricht der Armen widmete. Als er von dem Vorschlag Carey's hörte, einen tüchtigen Drucker für das bengalische Neue Testament zu senden, bot

er sich sogleich an und bereitete sich mit Eifer auf seinen Beruf vor. — Josua Marshman, geb. 1768, Sohn eines frommen Webers, hatte seines Vaters Handwerk gelernt, und zugleich sein ungeheures Gedächtniß mit allen Büchern angefüllt, deren er habhaft werden konnte, als Luthers Erklärung des Galater-Briefs ihm zeigte, woran es ihm noch fehle. Die strenge Baptisten-Gemeinde, bei der er um Aufnahme nachsuchte, mißtraute seinem „Kopfwissen" und hielt ihn sieben Jahre lang hin. Da wurde er Schulmeister in Bristol und studirte weiter auf der dortigen Akademie, bis er es den Besten gleich that. Auch er zog den Missionsberuf den glänzenden Aussichten, die sich in Bristol vor ihm aufthaten, vor. Ein amerikanisches Schiff, befehligt von einem frommen Presbyterianer, Wickes, führte die vier Männer nach Bengalen, wo sie nach Direktor Grants Rath Kalkutta umgehen und sogleich das dänische Sirampur aufsuchen sollten. Als am 5. Okt. 1799 der Lootse bei Sagar an Bord stieg und die Personenliste verlangte, beschlossen sie, sich offen als Missionare anzugeben, „unterwegs nach Sirampur." Niemand hielt sie in Kalkutta an; der Kapitän verschaffte ihnen ein Boot, das sie den 13. Oct. in Sirampur landete, wo sie sich in das kleine Gasthaus begaben und Gott für die glückliche Reise dankten.

---

5. Eine zweite Sirampur-Mission.

Nachdem das holländische Tschinsura und das französische Tschandernagar im Verlauf des Revolutionskriegs von den Briten besetzt worden waren, stand Sirampur gerade in seiner schönsten Blüthe, als der alleinige Sitz ausländischen Handels in Bengalen. Die vier Missionare statteten dem Gouvernenr, Oberst Bie, einen Anstandsbesuch ab, überreichten einen Brief vom dänischen Konsul in London, und erhielten die Zusicherung aller ihm zu Gebot stehenden Hilfe. Der wackere Oberst hatte die deutschen Missionare in Trankebar, voran den eben erst entschlafenen Vater Schwarz, wohl gekannt; vierzig Jahre schon hatte er der dänischen Compagnie treu gedient, und sich auch dem gefürchteten Warren Hastings nicht gefügt, wenn er Auslieferung von Personen verlangte, welche den Schutz des Danebrog aufgesucht hatten. Am Abend kam Kapitän Wickes in Person angerudert: seinem Schiff sei der Aufenthalt in Kalkutta verweigert,

die vier Missionare sollen sich auf der Polizei stellen und augenblicklich nach Europa zurückkehren. Das gab Anlaß zu sorgenvollen Berathungen, über denen der junge Grant an einem Fieber, das ihm das feuchte Miethhaus gebracht hatte, schnell wegstarb.

Doch zeigte sich, daß die Kalkutta-Zeitung statt des unverstandenen Baptistennamens sie „Papistische" Missionare gescholten hatte, welche natürlich damals im Verdacht standen, für Bonaparte zu agiren. Lord Wellesley*), vielleicht der bedeutendste Staatsmann, der Indien je regiert hat, war seit Oktober 1798 Generalgouverneur, und Kaplan Brown galt viel bei ihm. Durch ihn wurden die Empfehlungsbriefe des ehrwürgigen J. Newton, die Instruktionen der Gesellschaft, welche den Missionaren völlige Enthaltung von aller politischen Aktion auferlegten ꝛc., dem Generalgouverneur vorgelegt. Derselbe war so weit befriedigt, daß er dem amerikanischen Schiff kein Hinderniß mehr in den Weg legte, auch die Missionare nicht weiter behelligte, außer daß ihnen alle Arbeit auf britischem Boden untersagt blieb.

Was sollten sie nun beginnen? Carey war ungeneigt, sein Kidderpur so bald wieder zu verlassen; aber von Lord Wellesley wußte man, daß er eine Druckerpresse auf britischem Gebiet nicht dulden werde. Er hatte eben erst Tippu Sahibs Herrschaft im Süden vernichtet und sah mit Besorgniß auf die Bewegungen unter den übrigen Mächten Indiens. Ein unvorsichtiger Zeitungsartikel, in welchem die Macht Englands mit den eingebornen Staaten verglichen wurde, hatte ihn veranlaßt, den unglücklichen Redakteur mit dem nächsten Schiff nach Europa zu schicken, und eine strenge Censur über die Presse zu verhängen. Nichts dürfe gedruckt werden, was die öffentliche Ruhe irgend gefährden könnte. Unter diesen Umständen war den Missionaren ein Besuch des dänischen Gouverneurs (6. Nov.) ein Wink von oben; aufs freundlichste lud er sie ein, Sirampur zu ihrem Hauptquartier zu machen, die Presse und eine Schule für englische Kinder zu errichten, und erbot sich, ihnen die Rechte dänischer Unterthanen zuzusichern. Für geeignete Wohnung lasse sich leicht sorgen, und die Kirche, an der er eben baue, solle ihnen überlassen werden.

*) Man hüte sich, ihn mit seinem jüngern, noch berühmter gewordenen Bruder, Lord Arthur Wellington, zu identifiziren, wie das mehreren deutschen Geschichtschreibern, auch Menzel, bis in die neueste Zeit begegnet ist.

Mit einem dänischen Paß machte sich Ward auf den Weg zu Carey, den er nur wenig verändert fand, und stellte ihm die Sachlage so dringend vor, daß Carey sich den Verlust, welcher mit dem Aufgeben des alten Plans verknüpft war, nicht weiter anfechten ließ, sondern seine Indigo-Faktorei verkaufte, die Presse nach Sirampur schickte und (10. Jan. 1800) mit seiner wahnsinnigen Gattin und vier Söhnen sich daselbst einfand. Eine sichere Stätte für künftige Arbeit war endlich gefunden, zunächst an der Hauptstadt des britischen Indiens und doch außerhalb des Bereichs ihrer Herrscher. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ohne diesen Schritt Ward und Marshman des Landes verwiesen worden wären und Carey's Arbeit mit seinem Tode aufgehört hätte.

Nun richteten sie sich ein zu gemeinschaftlicher Haushaltung in einem um 6000 Rupies gekauften Gehöfte. Carey sollte Kassier und Apotheker sein, während jeder Missionar der Reihe nach einen Monat lang das Hauswesen zu besorgen hatte. Alle Einnahmen sollten in die gemeinschaftliche Kasse wandern. Den Heiden wurde nun fleißig gepredigt, das Missionshaus füllte sich mit neugierigen Besuchern und im März wurde der erste Bogen des bengalischen Neuen Testaments gedruckt. Die Marshmans richteten eine Kostschule für europäische Kinder ein, welche schon am Ende des Jahrs der Mission ein monatliches Einkommen von 300 Rupies verschaffte. Auch die Eingebornen freuten sich über die andere Schule, welche für ihre Kinder eröffnet wurde.

Indessen hatte der Generalgouverneur die strengsten Befehle erlassen, der üblichen Sonntagsentheiligung ein Ende zu machen. Ohne irgend so fromm zu sein, wie sein Vorgänger, war er entschlossen, zu zeigen, daß das Christenthum die Religion des Staates sei. Keine Zeitung durfte mehr am Sonntag erscheinen; er selbst besuchte regelmäßig die Kirche. Um seinen Sieg über Maisur würdig zu feiern, wurde am 6. Febr. 1800 der erste feierliche Dankgottesdienst in Kalkutta gehalten. Da paradirten 2000 Truppen, während er mit den Spitzen der Gesellschaft in die Kirche zog; Kanonensalven accompagnirten den Gesang des Tedeums, worauf Buchanan eine Predigt hielt, welche von Regierungs wegen gedruckt und auf alle Stationen verschickt wurde. Die Ungläubigen spotteten anfangs, wie sich das erwarten ließ; doch wurde es bald Sache des guten Tons, anzuerkennen, daß etwas Religion für den civilisirten Staat unentbehrlich sei.

Wie ernst es der Kalkutta-Gesellschaft mit solchen Reden sei, sollte bald durch die Sirampur-Missionare auf die Probe gestellt werden. Der Druck des bengalischen Neuen Testaments kostete sie solche Summen, daß sie sich kaum zu helfen wußten und zuletzt in den Tagblättern der Hauptstadt um Subskriptionen für die bengalische Bibel baten: „48 fl. würde ein Exemplar des vollendeten Werkes kosten.“ Die hohen Herren waren erstaunt über eine solche Impertinenz; einen Augenblick schien auch Wellesley betroffen. Doch ließ er sich von Brown beruhigen: die Missionare würden sich gewiß nie auf Politik einlassen und hätten den Druck eines politischen Pamphlets bereits abgewiesen. — „Aber ist es ungefährlich, die Bibel zu verbreiten, ohne daß die Schriftlehre von christlicher Gleichheit durch einen Kommentar recht erklärt werde?“ — Brown versicherte, er nehme alles Unheil, das die Bibel in Indien anrichten werde, auf sich; die Uebersetzung werde auch für die Pflege der bengalischen Sprache von Nutzen sein u. s. w. Und von da an war der Lord über die Thätigkeit der Missionare ohne Sorgen, so sehr auch seine Räthe ihn gegen dieselbe einzunehmen suchten. Der Subskription wurde nichts in den Weg gelegt, und sie brachte etwa 1500 Rupies ein.

Während nun die neuen Missionare die kaum erlernte Sprache auf Reisepredigten übten, brachte der unermüdliche Thomas im November 1800 den ersten Bengalen, der Christ werden wollte, nach Sirampur. Es war ein geschickter Arbeiter auf einer Zuckerfabrik in Birbhum, Fakir mit Namen. Als dieser den Brüdern seinen Glauben bekannte und die Prüfung aufs beste bestand, gab ihm jeder der Missionare die Hand; aus vollem Herzen wurde ein „Nun danket alle Gott“ gesungen. Es war die erste Frucht nach siebenjähriger treuer Arbeit. Am selben Tage noch hatte Thomas einem schwarzen Zimmermann den gebrochenen Arm einzurichten; er redete dabei die Umstehenden so innig und feurig an, daß der Patient, Krischna, in Thränen ausbrach. In wenigen Tagen war er entschieden, mit Fakir dem Taufunterricht beizuwohnen. Und während Fakir auf der Reise zu seinen Freunden festgehalten und wahrscheinlich zum Abfall vermocht wurde, — man hat nie wieder von ihm gehört — trat Krischna nur um so entschiedener in seine Stelle ein und bewog auch seine Frau und Tochter, christlichen Unterricht anzunehmen; selbst sein Bruder Golak stand mit an. Am 22. Dec. 1800 saßen die beiden Männer mit den Missionaren beim Essen, zur großen Verwunderung

der Dienerschaft, und brachen damit die Kaste. Der bewegliche Thomas aber wurde darüber so aufgeregt, daß er auf etliche Wochen den Verstand verlor; hatte ihn der Rückfall Fakirs niedergeschmettert, so schien ihm jetzt die Bekehrung der beiden Brüder ein fast zu hohes Glück. Ein gewaltiger Auflauf der Heiden, welche diesen beiden mit Tod und Verderben drohten, wurde von dem dänischen Beamten mit großer Weisheit beigelegt. Doch waren Golak und die beiden Weiber davon so erschüttert, daß sie vorerst zurücktraten. Am Sonntag den 28. December taufte dann Carey seinen eigenen Erstgeborenen und den Erstling Krischna im Huglystrom, in Gegenwart des Gouverneurs und unzähliger Zuschauer; wenn diese sich wenigstens ruhig verhielten und aufmerksam der Rede Carey's zuhörten, brach der alte Gouverneur geradezu in Weinen aus. Es war ein froher, doch ernster Tag für die Missionare; Thomas, den man auf sein Lager hatte binden müssen, brüllte Gotteslästerungen, und Frau Carey, gleichfalls eingeschlossen, schrie wie eine Rasende. Natürlich wurde in Folge der Taufe die Schule von allen Eingebornen verlassen.

---

6. Fortschritt des Christenthums in Wellesley's Tagen.

In demselben Jahr kam Lord Wellesley zu der Erkenntniß, daß die erste Bedingung einer besseren Verwaltung des indischen Reichs in der Hebung seiner Beamten bestehe. Vierzig Jahre waren vorübergegangen, und noch immer traten die englischen Jünglinge, welche der Direktorenhof heraussandte, um ihr Reich zu verwalten, ohne alle Vorbereitung und Prüfung in ihren wichtigen Beruf ein. Ob sie sich durch Schulden, Spiel und Laster jeder Art um ihre geistige Gesundheit und die Achtung der Unterthanen brachten, ob sie in Kenntnissen und Geschick ab- oder zunahmen, darnach wurde nicht gefragt; die, welche am Leben blieben, rückten dem Alter nach von selbst in die höchsten Stellen nach. Wellesley sah, daß da zuerst reformirt werden müsse, und schlug die Errichtung eines Kollegiums vor, in welchem die jungen Civilbeamten neben europäischer Wissenschaft die Sprachen und Geschichte Indiens erlernen sollten. Die tüchtigen Geistlichen Brown und Buchanan sollten die Studien und die Aufführung der Studenten überwachen. Ohne gute Zeugnisse und strenge Prüfung in den Landessprachen sollte vom 1. Jan. 1801 an kein Brite mehr in den Staatsdienst eintreten. Gewohnt, rasch zu

handeln, ohne lang zu fragen, richtete Wellesley sogleich seine Hochschule (Fort William College) ein, und stellte, da sich kein anderer Bengali-Lehrer fand, Carey als solchen an (April 1801). Damit war diesem nicht bloß die Sorge für seinen Unterhalt abgenommen, sondern auch der Umgang mit Gelehrten aller Sprachen eröffnet, welche nun von ganz Indien nach Kalkutta zogen. Die Direktoren aber erschraken über die neue Ausgabe und über das unabhängige Schalten ihres Dieners; und wie auch der Generalgouverneur für seine Schöpfung sich wehrte, auf die er mehr hielt als auf seinen Sieg über Tippu, das Kollegium mußte vorerst fallen (Dec. 1803). Sobald jedoch Pitt ans Ruder kam, nöthigte er die Direktoren, dem edlen Lord seinen Willen zu lassen, und in beschränkter Form (mit Ausschluß der beiden andern Präsidentschaften) dauerte die Anstalt dennoch fort.

Indessen hatte ihr Bestand der Mission ungemeinen Nutzen gebracht: einmal bei der Besetzung Sirampurs durch englische Truppen, welche im Mai 1801 die dänische Herrschaft auf vier Monate beseitigte. So gefährlich für die Mission ein solcher Wechsel früher gewesen wäre, legte er doch jetzt den Missionaren keinerlei Beschränkung auf. Carey hatte aber noch einen besonderen Vortheil von seinem Amte am College. Wie er nämlich dort mit den besten Sprachgelehrten Indiens näher bekannt wurde, wollte ihm seine Uebersetzung des Neuen Testaments, die er im Februar 1801 vollständig gedruckt hatte, nicht mehr gefallen. Die bisher zu Hilfe gezogenen Bengalen hatten sie als vollkommen gepriesen; nun erst zeigte sich, daß ihr der orientalische Sprachgeist noch völlig mangle. Carey nahm daher tägliche Lektionen bei dem Pandit Mritjundschay, einem Koloß von Hindu-Gelehrsamkeit, und lernte nun erst bengalisch denken und schreiben. Zu seiner Entschuldigung muß bemerkt werden, daß zu der Zeit, da Carey seine erste Lektion im Kollegium ertheilte, noch kein prosaisches Werk in bengalischer Sprache vorhanden war, ausgenommen einige schlechte Uebersetzungen englischer Verordnungen. Jetzt erst stellte er seinen Munschi's die Aufgabe, Sanskritwerke ins Bengalische zu übersetzen, während er selbst die nöthigen Schulbücher verfaßte. Da er sofort auch zum Sanskrit-Professor ernannt wurde, arbeitete er eine Grammatik dieser wie der bengalischen Sprache aus. Der Aufschwung, welchen von da an die bengalische Literatur genommen hat, läßt sich hier nicht im Einzelnen verfolgen. Es mag genügen zu

erwähnen, daß jetzt die Eingebornen in Kalkutta allein mehr als dreißig Pressen gehörig beschäftigen. Ebenso ließen nun die Missionare Sanskrit=Typen schneiden, die ersten, die in Indien gesehen wurden, und das erste Sanskritbuch Hitopadesha auf der Missionspresse drucken, welchem bald das Ramayana mit englischer Uebersetzung folgen sollte.

Am 13. Okt. 1801 war es, daß Thomas in Dinadschpur zu seiner Ruhe eingieng, nachdem er zum Schluß seiner 15jährigen Wirksamkeit noch einmal fröhlich missionirt hatte. Ein Charakter voll edler Züge, war er doch viel zu wankelmüthig, als daß man für irgend eine geordnete Thätigkeit je auf ihn hätte zählen können. Dennoch hat er das Wort mit Kraft verkündigt und vielen Hindu's tiefe Eindrücke seiner rückhaltslosen Hingebung hinterlassen. Als der erste Missionar, der die bengalische Heidenpredigt zu seiner Aufgabe machte, wird er immer in liebendem Andenken bleiben.

Um diese Zeit waren aus dem Einen Bekehrten sechs geworden, darunter Krischna's Frau und Tochter; doch lachte man noch immer über die gutmüthigen Missionare, welche durch die Sammlung von Zimmerleuten und Zuckersiedern Indien zu bekehren gedachten. Aber nun meldete sich auch (Jan. 1802) der erste Kājasth an, ein Glied der hochangesehenen Schreiberkaste. Es war der 60jährige Pitām=bar Sing, ein frommer Forscher, der durch einen Traktat auf das Christenthum aufmerksam gemacht, die Reise nach Sirampur unternommen hatte. In wenigen Tagen hatte die Wahrheit bei ihm einen vollen Sieg erfochten. Auf ähnliche Weise wurde ein Jahr später der erste Brahmane, Krischna prasad, zu Christus geführt; die heilige Schnur trug er noch nach der Taufe, bis ihm im Lauf der Jahre unter vielem Streite mit früheren Kastengenossen die Ueberzeugung sich aufdrängte, daß sich das nicht gebühre. Nicht als wären die Missionare gegen die Beibehaltung der Kaste gleichgiltig gewesen. Sie wußten wohl, wie gar nachsichtig die hallischen Missionare im Tamilland, unter dem verderblichen Einfluß, der von der jesuitischen Praxis in Ponditscheri ausgieng, diese Frage behandelt hatten und fürchteten sich vor jeder ähnlichen Vermischung indischen Aberglaubens mit kirchlichen Handlungen. Als daher die Bekehrten, 15 an der Zahl, zum Abendmahle zusammensaßen, reichte der Zimmermann Krischna den Kelch erst, nachdem er daraus getrunken, dem jungen Brahmanen und dieser trank ihm fröhlich nach. Ob die Schnur eine blos bürgerliche Auszeichnung sei, war noch nicht gewiß; die Missionare rüttelten daran

so wenig als an den heidnischen Namen. Die Folge aber hat gezeigt, daß der Brahmane als Christ jene nicht länger tragen konnte, während die Namengebung etwas Gleichgiltiges blieb.

Ein weiterer Stoß wurde dem Kastenwesen versetzt, als nach etlichen Monaten (Apr. 1803) der bekehrte Brahmane des Zimmermanns Tochter heirathete. Bei dieser Gelegenheit speisten das erstemal auch die Missionare mit ihren Bekehrten im Zimmer der letzteren, wo ein noch immer beliebtes Lied des theuren Erstlings gesungen wurde. Ob ihre Trauung auch vor englischen Gerichten anerkannt worden wäre, haben freilich die Missionare nicht erst gefragt; es sollte noch fast ein Halbjahrhundert währen, ehe Trauungen von Dissenter Geistlichen in Indien vom Gesetz erlaubt wurden (1852). — Nun kam es auch zur Bestattung eines Sudra-Christen. Marshman redete den Brüdern zu, den Leichnam gemeinschaftlich zu bestatten; er selbst und Carey's Sohn, Felix, mit getauften Brahmanen und Muselmanen, trugen den Sarg durch die Straßen, unter dem Gesang eines bengalischen Liedes. So war durch Abendmahl, Ehe und Beerdigung der Kaste jeder mögliche Stoß versetzt; ein Vorgang von großer Bedeutung, wenn man bedenkt, wie jeder nachfolgenden Mission im nördlichen Indien damit der Weg vorgezeichnet war, den sie zu nehmen hatte, wollte sie auch nur dem entsprechen, was jedes Heidenkind vom Christenthum wahrnehmen konnte.

Man vergegenwärtige sich übrigens die damaligen Unsitten des Hinduismus, um sich recht in die Lage des kleinen Häufleins hinein zu denken. „Ein schrecklicher Tag," schrieb damals Ward in sein Tagebuch, „das tolle Hakenschwingen (Tscharakverehrung genannt), und drei Wittwen mit ihren Männern auf Einem Scheiterhaufen neben unserm Haus verbrannt!" Natürlich legten die Traktate der Missionare gegen diese Unsitten starkes Zeugniß ab, und die Hindu's begannen zu fragen, wo die Wahrheit liege. Ein bedeutender Mann zeigte diese Traktate dem missionsfeindlichen Oberrichter in Kalkutta, um zu erfahren, ob die Regierung solche Angriffe auf den Volksglauben billige. Da Wellesley gerade im Nordwesten des Reichs beschäftigt war, standen bereits sehr mißliebige Verhandlungen in Aussicht, als Kaplan Buchanan den Richter bewog, diese Traktate doch lieber erst ins Englische übersetzen zu lassen, ehe er weiter vorgehe. Carey, in seiner Eigenschaft als Bengalilehrer, hatte diese Uebersetzung zu besorgen; der Richter ließ sich von der Ungefährlichkeit der kleinen

Büchlein überzeugen, oder sah wenigstens ein, daß hier kein dringlicher Fall vorliege, und die Missionare entgiengen einer ihr Unternehmen bedrohenden Untersuchung.

Es war die Zeit, da die alten Indier sich bemühten, den Hinduismus neben oder vor dem Christenthum als unantastbare Staats-religion zu bezeichnen. Für den Sieg über die Mahratta's zu danken, mußte damals eine englische Deputation der Göttin von Kalighat 5000 Rupies verehren, in Gegenwart von Tausenden von Eingebornen. Man denke sich, wie höhnisch sie sich darüber gegen die armen Missionare aussprachen! Und dennoch übten diese schon jetzt, da sie selbst noch eine bedrohte Stellung einnahmen, den ersten nachhaltigen Einfluß auf die Regierung aus. Georg Udny, welcher Carey im Jahr 1794 aufgenommen hatte, war nun selbst ein Mitglied des hohen Raths geworden. Er stellte dem Generalgouverneur vor, welche Gräuel in Gangā Sāgar, an der Mündung des heiligen Stroms, jährlich verübt werden, und verlangte, daß die unmenschlichen Kinderopfer aufhören. Wellesley war der erste Mann, der sich über die Bedenklichkeiten jener Zeit erhob. Carey wurde als Professor beauftragt, über diesen Gegen-stand zu berichten; er hielt dafür, daß der Staat als solcher die Aufgabe habe, Unmenschlichkeiten wie die Wittwenverbrennungen, das Aussetzen und Opfern von Kindern, manche Arten von Selbstpeinigungen, das nackte Herumziehen der heiligen Jogis u. s. w. geradezu zu ver-bieten, wie viele Verse auch zu ihrer Beschönigung sich in den Schastras auffinden lassen. Daraufhin that der edle Lord den ersten Schritt und verbot (Aug. 1802) das Ertränken der Kinder in Sāgar, für welches sich sogar aus den jüngsten Schastras keinerlei Befehl anführen ließ. 50 Sipahis wurden dort am nächsten Jahresfest aufgestellt und verhinderten, obgleich selbst Hindu's, jede Ausführung solcher Gelübde. Die von christlichen Heulern geweissagte Rebellion wollte nicht ausbrechen; kaum, daß die Brahmanen etwas zu murren wagten. Als 27 Jahre später auch die Wittwenverbrennung verboten wurde, waren die Kinder-opfer so sehr in Vergessenheit gerathen, daß die stärksten Vertheidiger jener Unsitte den ehemaligen Bestand dieser geradezu abläugnen konnten! Die Missionare aber fuhren fort über die Wittwenverbrennungen (Sati) die genauesten Berechnungen anzustellen; sie fanden, daß jährlich 300—400 Fälle im Umkreis von Kalkutta vorkamen, worauf Udny einen Vortrag für den hohen Rath ausarbeitete, diesen Greueln Ein-halt zu thun. Erst eine Woche vor Wellesley's Abgang kam die Sache

zur Verhandlung (Juli 1805). Sie war zu wichtig, um in der Eile entschieden werden zu können; ein Vierteljahrhundert gieng darüber hin, und wohl 30,000 Wittwen fielen noch diesem Aberglauben zum Opfer, ehe auf der betretenen Bahn weiter geschritten wurde.

Vom Kaplan Brown eingeladen, hatte Carey in Kalkutta den Engländern zu predigen angefangen (Januar 1803), als ein neuer Missionar landete, der energische Chamberlain; im Vertrauen auf Wellesley's Großherzigkeit, betrat er keck in Kalkutta selbst den Boden Indiens. Er hat besonders in der Heidenpredigt Großes geleistet; vermochte er doch in jenem Klima fünf Stunden lang ununterbrochen mit den umgebenden Volkshaufen zu sprechen. Aehnliche Körperkraft zeichnete Marshman aus, der im heißesten Monat ungestraft Tagelang zu Fuß reiste. Doch täuschten sich die Brüder über ihre Aussichten so wenig, daß sie schon damals nur von eingebornen Predigern die Bekehrung Indiens erwarteten und mit aller Kraft die Männer, welche Gott ihnen zuführte, zu diesem Dienste heranzubilden suchten. Der edle Pitambar Sing († 1805) war der erste Gehilfe, den sie in Sukſagar, an der Grenze von Dschessur, auf einer Außenstation ansiedelten, ungeachtet aller Opposition der Brahmanen. Fernandez in Dinadschpur (1804—1833) wurde dann der erste Prediger, welchen sie ordinirten; ein geschickter liebenswürdiger Mann, den seine Vermögensumstände befähigten, ohne allen Gehalt sich ausschließlich dem Dienst am Reich zu widmen. Als die Mission 1805 durch vier weitere Europäer verstärkt wurde, kaufte man wohl für sie ein weiteres Haus, dachte aber schon an Ausdehnung der Operationen bis nach China, indem Buchanan, der sich eben zu seinem Besuch bei den syrischen Christen in Malabar anschickte, für diesen Zweck 5000 Rs. beizutragen versprach; doch mußte man sich zunächst auf Operationen in der Nähe beschränken.

Die beiden frommen Kaplane standen damals im herzlichsten Verkehr mit ihren Baptistischen Mitarbeitern, wie schon dieses Anerbieten beweist. Buchanan suchte auf jede Weise Interesse für die Ausdehnung der Mission zu wecken; er bot den englischen und schottischen Universitäten Preise im Betrage von 6500 Rupies für die besten Aufsätze über die Mittel, Aufklärung und Religion unter den 60 Millionen britischer Unterthanen in Indien zu verbreiten. Brown aber hatte sich bei Sirampur ein Haus gekauft, in Aldin, wo nun trotz aller Verschiedenheit der Ansichten die herzlichste christliche Eintracht vorwaltete. Wenn die schwarzen Christen ein Liebesfest feierten, schlossen

sich auch die Weißen an, so daß die Zahl der Theilnehmer oft auf 50 stieg. Und in diesem Geiste beschlossen auch die Missionare, zum Abendmahl nicht bloß Baptisten zuzulassen, sondern wer immer den Herrn lieb habe (1805). So konnte denn nicht nur der Kaplan nach Gewohnheit der Predigt der Baptisten anwohnen, sondern seine Gattin nahm auch das Abendmahl mit ihnen. Ebenso ermunterte Brown die Brüder in Kalkutta, wo sie ihrerseits den anglikanischen Gottesdienst besuchten, selbst auch eine Kapelle zu bauen, und steuerte dazu 500 Rs. bei. Andere Freunde halfen gleichfalls und freuten sich, etwas für den Unterricht der vernachläßigten Mischlinge und anderer Namenchristen zu thun. Die Compagnie hatte erst 1786 ihre erste Kirche zu Stande gebracht, zu deren Bau ein Heide, der den Boden schenkte, doppelt soviel beitrug, als der Direktorenhof! Kiernander's Missionskirche aber hatte sich nach und nach mit einer vornehmeren Zuhörerschaft gefüllt, so daß es zeitgemäß war, für die niedere christliche Bevölkerung ein Gotteshaus herzustellen.

Plötzlich jedoch gieng die Regierung des großen Wellesley zu Ende, indem unerwarteter Weise sein Nachfolger, Lord Cornwallis, in Kalkutta eintraf (Juli 1805). Die Missionare sowohl, wie alle Einsichtigen, bedauerten den Wechsel, der nur der engherzigen Krämerpolitik des Direktorenhofs zuzuschreiben war. Wellesley hatte, nach dem ersten Schrecken, die Missionare großmüthig geschützt, und bei einem Examen des Kollegiums (Sept. 1804) gestattet, daß Carey mit einer Sanscrit-Rede vor den versammelten Spitzen der Gesellschaft auftrat und erklärte, wie er, der täglich den Hindu's predige und mit ihnen auf's innigste verkehre, wohl befugt sei, es in ihrem Namen auszusprechen, wie viel diese Anstalt zur Niederreißung der Schranken zwischen den Eroberern und den Unterthanen beigetragen habe. Das Kollegium bewährte sich auch wirklich als ein Sauerteig in dem abgestandenen Kreise der angloindischen Gesellschaft. Die Wittwenverbrennung, die Nachtheile des Kastenwesens und ähnliche Punkte wurden von den Studenten, in Gegenwart des Generalgouverneurs und vieler Radscha's und Brahmanen, freimüthig und geistvoll abgehandelt. Der Hindustaniprofessor Dr. Gilchrist, mit seinem Kollegen Carey immer inniger verbunden, schlug einmal geradezu das Thema vor: „Sobald die Hindu's im Stande sein werden, das Evangelium mit ihren Schastras zu vergleichen, werden sie sich jenem zuwenden.“ Darüber murrten die Sprachlehrer; „die alten Indier“ schürten die Flamme, und die

Muhammedaner der Stadt wurden veranlaßt, gegen diese Verhandlung als gegen einen Bruch der zugesagten Toleranz zu protestiren. Das Thema bezog sich nämlich auf den Plan, welchen die Missionare 1804 ausarbeiteten, die Bibel in sieben Sprachen Indiens zu übersetzen, wobei ihnen bereits europäische Offiziere und eingeborne Gelehrte kräftige Hilfe leisteten. Der Protest wurde dem Generalgouverneur überreicht, welcher den kühlen Bescheid abgab, er sehe nichts Unpassendes in dem vorgeschlagenen Thema; doch um alle Befürchtungen der Eingebornen zu zerstreuen, könne ja über einen andern Gegenstand verhandelt werden. Dr. Gilchrist war über diese Einmischung der Regierung so empört, daß er sein Amt aufgab und nach England zurückkehrte. Wellesley wurde dann von vielen Seiten bestürmt, den „Aufwieglern" in Sirampur ihr Handwerk niederzulegen; dennoch legte er, überzeugt von ihrer vorsichtigen Handlungsweise, ihnen nie die geringste Schwierigkeit in den Weg.

Wie weit sich die Spaltung zwischen den alten und jungen Gliedern der angloindischen Gesellschaft erstreckte, sollte (1804) in einer Streitigkeit offenbar werden, welche jene Zeit vollständig zu zeichnen geeignet ist. Die Civilbeamten beschlossen nämlich einen Wittwen- und Waisenfond zu gründen. Sehr gut, dachten die Alten, und setzten voraus, ihre unehlichen Kinder werden denselben gleichfalls zu genießen haben. Dagegen erhoben sich die im Kollegium gebildeten Jünglinge, an deren sittlichen Fortschritten der Generalgouvernenr seine ganze Freude hatte: man dürfe, behaupteten sie, die alten Grenzen von Recht und Unrecht nicht vermengen. Verdiente Männer, wie der Generalkassier Tucker (nota bene kein Christ) meinten, es wäre endlich Zeit, daß der Unterschied zwischen einer Gattin und einer Beischläferin wieder zu seinem Rechte komme; gewiß bleiben Viele zu lange in Indien, bis sie zuletzt jeden englischen Begriff verlernen. Er mochte an Leute denken, wie jener Richter war, der seiner Maitresse einen Tempel erbaute, oder wie ein anderer, der im Testament vorschrieb, man solle seinen Leichnam halb verbrennen, wie es die Bigam (Frau) wünsche, halb beerdigen, wie sichs für einen Christen zieme. Nicht ohne Verwunderung bemerkte die englische Presse, die Jungen haben sich in dieser Frage auf diejenige Seite gestellt, auf welcher man sonst die Alten zu sehen erwarten würde. Diese Alten drechselten Gedichte, in welchen die Neulinge aufgefordert wurden, von ihren Stelzen herabzusteigen und es zu machen wie andre ehrliche Leute. Die Jungen aber, voran Metcalfe und

Adam (beide später zu Generalgouverneuren befördert), kämpften offen und wacker für die Sache der Tugend und des Gesetzes, so wie für die Ehre des englischen und Christennamens; und das sowohl in gedruckten Briefen, als auch mit den leichteren Waffen der Karikaturen und Satyren. Es kam zur Abstimmung; von 350 Männern, aus welchen der Civildienst der Präsidentschaft bestand, stimmten 175 für die Zulassung der natürlichen Kinder, 175 dagegen. Lord Wellesley entschied dagegen. Die Alten hofften dennoch den Direktorenhof zu gewinnen und appellirten an ihn: „ihre Herren werden doch einsehen, wie unfreundlich gegen alte Ordnungen (ancient institutions) diese Entscheidung ausgefallen sei." Der Hof konnte aber nicht umhin, dem neuernden Generalgouverneur gegen die alten Freunde Recht zu geben. Wellesley's Verwaltung bezeichnet unverkennbar in sittlicher wie in staatsmännischer Hinsicht den Anbruch einer neuen Zeit in der Geschichte des indobrittischen Reichs.

---

7. Anfang der Prüfungszeit.

Der greise Lord Cornwallis kam in Indien, das er vor zwölf Jahren in voller Manneskraft verlassen hatte, als ein Sterbender an; schon nach zwei Monaten unterlag er seinen Leiden, der einzige Generalgouverneur, der in Indien seinen Tod gefunden hat. Da kein Kaplan um den Weg war, wurde er ohne Gebete begraben. Ihm folgte in der Regierung der älteste Beamte, Sir G. Barlow, ein wohlmeinender Mann, freisinnig, so lange ein Wellesley am Ruder stand, schwach, sobald er selbst regieren sollte. Mit ihm begann für die Mission eine Prüfungszeit, welche erst nach acht Jahren durch neue Beschlüsse des britischen Parlaments ihr Ende erreichte.

Die Missionare hatten indeß ihre Uebersetzungsarbeiten bedeutend ausgedehnt, und die Freunde in Europa waren durch Beiträge aus allen Kirchengemeinschaften ermuthigt worden, sie zu weiteren Anstrengungen aufzufordern. Buchanan suchte auch den neuen Generalgouverneur dafür zu interessiren; dieser wollte sich jedoch kaum darauf einlassen, obwohl er von den Hindustani Evangelien, welche Lord Wellesley auf Regierungskosten hatte drucken lassen, den Missionaren 400 Exemplare zustellte und ihren Bestrebungen „persönlich" gewogen zu sein versicherte. Die beiden Kaplane steuerten zu dem Unternehmen allein 6000 Rupies bei; die übrigen Angloindier nur

10000. Weil eine chinesische Uebersetzung der Bibel ein nothwendiges Bedürfniß schien, machte sich Marshman mit einem gelehrten Armenier von Macao, Lassar, auch an diese ungeheure Aufgabe; er hat sie wirklich gelöst und das erste chinesische Neue Testament in Sirampur gedruckt. Doch hatte unzweifelhaft Ward Recht, wenn er seine Freunde vor allzu ausschweifenden Plänen warnte; ihm schien es viel wichtiger, in nächster Nähe das Evangelium auszubreiten, als für entlegene Sprachgebiete ihre Kraft aufs Ungewisse zu vergeuden.

Dasselbe lag übrigens auch den Missionaren an; sie hatten den Plan, in Entfernungen von 50—60 Stunden Missionsstationen anzulegen, als Mittelpunkte, um welche her sich Nebenstationen einheimischer Prediger reihen würden. Mit solchen Gedanken traten sie nun eben Missionsreisen in's Innere an. Hatte aber noch 1804 ein Beamter in Dschessur, Middleton, trotz eines Auflaufs den Missionar befreundet und geschützt, so verlangte jetzt der Amtmann in Dacca ihre Pässe; und da sie keine hatten, befahl er ihnen die Vertheilung von Tractaten, wodurch das Volk nur aufgeregt werde, aufzugeben und sogleich die Stadt zu verlassen. Die Europäer in Dschessur verbaten sich entschieden jede Niederlassung eines Missionars in ihrer Nähe. Nur in Malda, wo Ellerton und andere fromme Indigopflanzer wohnten, konnte Missionar Mardon, obgleich ohne Paß, einen ruhigen Aufenthaltsort finden. Udny verwendete sich für die Missionare bei Sir Georg Barlow; warum sollten protestantische Lehrer sich nicht derselben Freiheit erfreuen, wie katholische? Es war Alles umsonst; denn dem Gouverneur blieb es eine ausgemachte Sache, daß ohne die Billigung des Direktorenhofs keine Missionsstation angelegt werden dürfe. Und nun gieng auch Udny's Dienstzeit zu Ende; mit ihm verloren die Missionare den einzigen einflußreichen Freund.

Eben hatte Ward in der neuen Kapelle in Kalkutta (1. Juni) den Gottesdienst eröffnet; nicht bloß predigte er selbst in Bengali, auch Ram Mohan, ein bekehrter Brahmane, redete zu großen Versammlungen, die ihn freilich auch zu Zeiten nach Herzenslust verhöhnten und schmähten. Noch nie war solche Nachfrage zu spüren gewesen; die Freude ward noch größer, als der theure amerikanische Kapitän Wickes (23 Aug. 1806) ein weiteres Paar von Missionaren (Chater und Robinson) einschmuggelte. Aber diese Freude sollte den Sirampurern gründlich verbittert werden! Barlow ließ ihnen durch die Polizei sagen, sie dürfen weder predigen noch ihre Gehilfen predigen lassen, noch irgend welche Bücher verbreiten;

in keiner Weise, weder durch Unterredung noch sonstwie dürfe ein Hindu aufgefordert werden, seine Religion zu verlassen.

Was mochte wohl der Grund dieses unerwarteten Wechsels sein? Nun, die alten Indier waren schon lange böse über die offenen Bekenntnisse, welche Carey vor Wellesley und im Kollegium abgelegt hatte. Die Aufforderung zu Beiträgen für die Sirampurer hatte sie noch mehr gereizt. Und eben jetzt kam ihnen das Gemetzel von Wēlūr höchst erwünscht. In dieser Festung nämlich, viel zu nahe an der Grenze Maisurs, waren seit 1799 die Prinzen des gefallenen Sultans Tippu eingeschlossen. Sie zettelten unter den Muhamedanern und Sipahis eine Verschwörung an und warteten nur auf die Abreise des gefürchteten Wellesley. Unvorsichtiger Weise wurde nun in der Madras-Präsidentschaft den Sipahis statt des bisherigen Turbans eine neue Kopfbedeckung vorgeschrieben, welche sich leicht mit einem Hut, dem ekelhaften Zeichen des Franken, vergleichen ließ. [Der Europäer wird in den indischen Sprachen bald Franke, bald Hutträger genannt.] Nun hieß es, die Regierung gehe damit um, den Sipahis das Christenthum aufzunöthigen. In der Frühe des 10. Juli 1806 fielen die Verschworenen über die Europäer der Besatzung her und mordeten alle, mit Ausnahme eines kleinen Ueberrestes, der sich auf den Wällen verzweifelt wehrte, bis gegen Mittag Oberst Gillespie mit seinen Dragonern von Arkadu angeritten kam und noch denselben Abend die Empörung im Blut von 350 Verschworenen erstickte!

Wie willkommen dieses Ereigniß den Missionsfeinden in Indien und Europa war, läßt sich denken. Major Waring verlangte sogleich, daß jeder Missionar aus Indien zurückgerufen werden müsse, vor allen die Sirampurer. Aber in der Madras-Präsidentschaft waren deutsche Missionare seit 100 Jahren an der Arbeit, und Tippu hatte, wie sein Vater, um des Einen Schwarz willen sie vor allen Engländern ausgezeichnet; von Sirampur vollends wußte man in der Madras-Armee kein Wort. Im Gegentheil zeigte sich, daß Missionare, die von der Regierung nur geduldet sind, dem Volke keinen Schrecken einjagen; während es durch kleinliche Neuerungen von obenher, wenn sie für den Orientalen den Schein religiöser Abzeichen haben und in der Form des Befehls auftreten, seinen Herrschern leicht abgeneigt wird.

Sir Georg Barlow hielt sich in Kalkutta nicht für sicher, wenn nicht die Kapelle im Bazar augenblicklich geschlossen würde. Der Gouverneur in Madras wurde von den Direktoren ungehört abberufen;

er mußte, wie sich diese Behörde ausdrückte, „den verletzten Rechten der Eingebornen, deren religiösen Gebräuchen wir Achtung schuldig sind, zum Opfer fallen.“ Es war der treffliche Lord W. Bentinck, dem Indien später soviel zu verdanken hatte. Mit Mühe erwirkten die Baptisten-Missionare sich die Freiheit, auf dänischem Boden ihr Werk fortzusetzen; das englische Gebiet blieb ihnen zunächst gänzlich verschlossen. Die kaum erst gelandeten Missionare wurden nach England zurückbeordert, weil sie keine Pässe der Kompagnie aufzuweisen hatten. Sie hatten sich indessen unter dänischen Schutz gestellt, was der Gouverneur in Sirampur, Oberst Krefting, ihnen in aller Form bescheinigte. Allein am 1. November wurde Kapitän Wickes vorgefordert und ihm mitgetheilt, sein Schiff dürfe nicht auslaufen, ohne daß es die Missionare zurückführe. Kaplan Brown nahm sich seiner aufs Beste an und erbot sich, für die Missionare mit seiner Person zu haften; schon die Menschlichkeit fordere, eine hoch schwangere Frau nicht in dieser Eile fortzuschicken. Der Kapitän aber stellte vor, er sei ein Amerikaner und seine Passagiere stehen unter dem Schutz der dänischen Flagge; er warne die Behörden vor den Reklamationen, welche sich von Washington und Kopenhagen her erheben werden. Neue Berathungen folgten; das amerikanische Schiff durfte endlich ausfahren, die Missionare aber wurden beordert, sogleich zu sagen, in welchem Fahrzeug sie nach Europa zurückkehren werden, da sie einmal in Indien nicht bleiben dürfen. Chater sah, daß von dem Generalgouverneur nichts zu hoffen sei, und entrann nach Rangun, um unter einer heidnischen Regierung, der in Barma, die Arbeit zu beginnen, welche einer christlichen so unerträglich schien.

Doch auch in diesem Jahre hatten die Sirampurer 22 Eingeborne, zum Theil aus fernen Gegenden, getauft. Von 94 Bekehrten waren bis jetzt 16 wieder ausgeschlossen worden, 6 hatte der Tod weggerafft. Ihre 10 Gehilfen sandten sie nach wie vor auf britisches Gebiet, je zwei und zwei; die Reisepredigt einzustellen, meinten sie, werde es noch Zeit genug sein, wenn einmal britische Beamte die Boten wirklich nach Sirampur zurückgetrieben haben. Und in Dinadschpur setzte Fernandez, in Catwa Chamberlain, in Malda Mardon die regelmäßige Predigt im Stillen fort; selbst in Kalkutta blieb ein engerer Kreis noch immer zugänglich für die Missionare. Sie waren entschlossen, sich wohl dem Sturme zu beugen, aber nicht vor ihm zu weichen.

Es versteht sich, daß die Freunde in Großbritannien die Hände

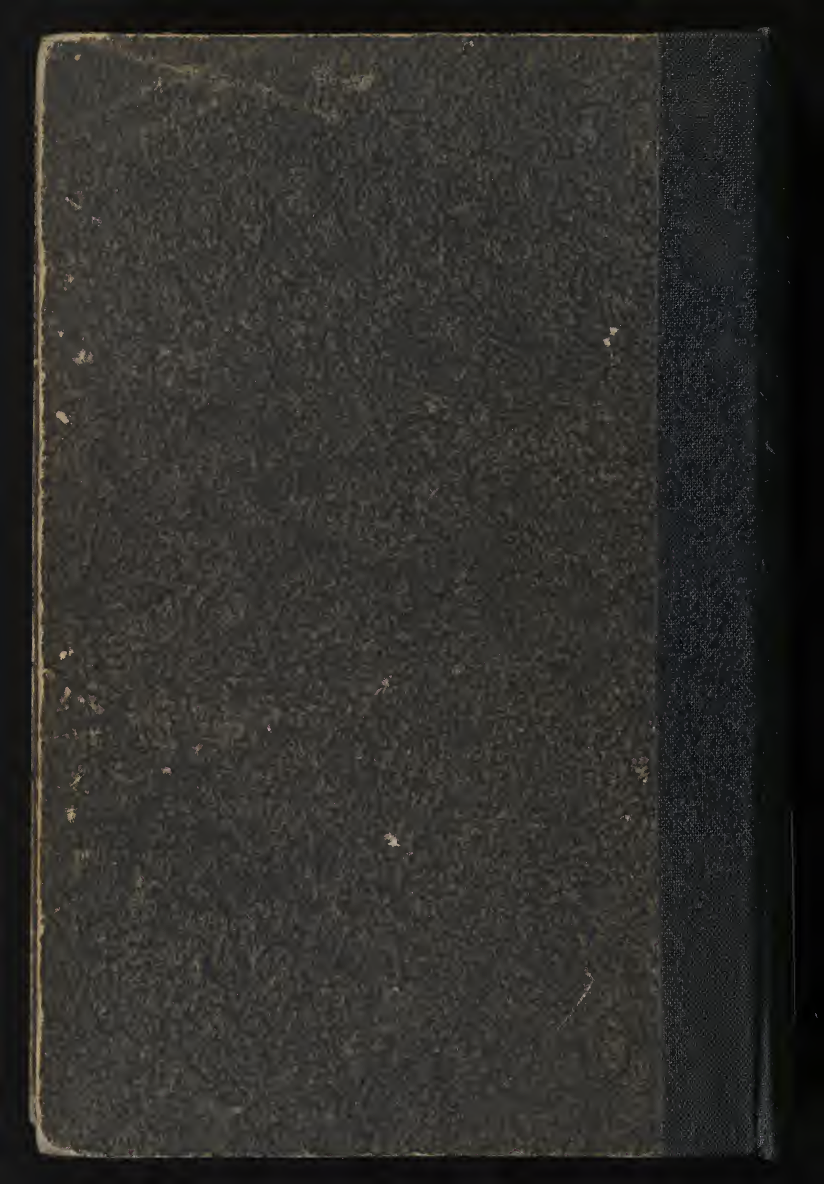
nicht in den Schooß legten. Grant berieth sich mit Fuller, dem Vorstand der Baptisten-Mission, und dieser mit den Leitern der London Mission und anderen Freunden. Es zeigte sich, daß das Ministerium der Missionssache noch weniger gewogen war als selbst die Direktoren der Kompagnie. Eine Vertheidigung der Missionare wurde daher dem Druck übergeben und an die Direktoren, die Minister und Glieder der Königsfamilie vertheilt. Dann wurden die einflußreichsten Männer der Reihe nach von Fuller besucht und alle Einwendungen gegen die Mission durchgesprochen. Ueberall wurde auf die Nothwendigkeit, mit äußerster Behutsamkeit voranzugehen, großer Nachdruck gelegt. Der indische Minister (der jüngere Dundas) hatte schon auf Privatwegen Traktate der Sirampur-Presse zu Gesicht bekommen und wies z. B. auf den Satz: „Eure Schastra's gründen sich auf Fabeln und passen eher für Weiber und Kinder als für Männer," als höchst aufreizend und unpassend hin. Fuller konnte ihm sagen, daß dieser Traktat von einem nur angeregten, nicht bekehrten Hindu Rambosu herrühre, und von den Hindu's gerne gelesen werde; daß dieselben solche Worte nicht so schlimm aufnehmen, wie etwa von einem stolzen Engländer zu erwarten wäre; es sei darüber doch noch zu keinem Auflauf gekommen, der die Regierung beunruhigen könnte. Doch beharrt Dundas darauf, von Gestattung der Reisepredigt und Anlegung neuer Stationen könne einmal noch nicht die Rede sein. Der Marquis Wellesley, den Fuller gleichfalls besuchte, hätte gegen eine solche Erlaubniß nichts einzuwenden gewußt; er redete mit hoher Achtung von den Missionaren. Lord Teignmouth aber setzte eine Vertheidigung der Mission für Staatsmänner auf, in welcher er geradezu den Gedanken ausführte: „wir können in Indien nimmermehr festen Fuß fassen, ohne eine Partei im Volk auf unserer Seite zu haben. Das aber ist nur durch das Christenthum zu erreichen. Gefahren sind bei keiner Handlungsweise zu vermeiden. Die Mission aber will und thut, was recht ist; und Alles, was recht ist, wird sich zuletzt auch als weise erproben." Es sollte noch lange Kämpfe kosten, bis dieser Grundsatz in der Ernennung des gegenwärtigen Vicekönigs von Indien, Sir John Lawrence (1863), zu wirklicher Anerkennung von Seiten der englischen Regierung kam.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mission unter den Kols.

Auch weltliche Blätter können nicht umhin, je und je von den Fortschritten der Mission in gewissen Gegenden Indiens zu reden. So schrieb der Korrespondent der Times aus Kalkutta (7. Mai 1865): „Die amerikanischen Baptisten haben in den letzten zehn Jahren mindestens 60,000 Karenen civilisirt; der Oberkommissär im britischen Barma, Oberst Phayre, hat schon bemerkt, er betrachte einen gewissen Missionar und seine Gattin als werthvoller für die Regierung, denn ein Halbdutzend Magistrate. In Tschota Nagpur haben die (Goßner'schen) Sendboten seit 1850 wohl 7000 Personen getauft. Blos in den letzten Wochen sind, wie ich höre, 600 Menschen in die Kirche aufgenommen worden. So bemerkenswerth ist der Fortschritt, daß der Oberkommissär der Centralprovinzen, Herr Temple, diese Missionare eingeladen hat, ihre Thätigkeit auf ähnliche Stämme weiter südlich auszudehnen. Die engherzige Partei von Civilbeamten, die da meint, Indien sei blos für sie und die Eingebornen da, und Missionare und Ansiedler seien bloße Störenfriede, ist mehr und mehr im Schwinden."

Damit wir uns nicht dem Vorwurf, mit runden Zahlen umzugehen, aussetzen, stehe hier, was der Jahresbericht der letztern Mission, der unter den Kols im Gebirge von Tschota Nagpur, mittheilt. Im November 1864 wurden allein 517 Seelen getauft, im ganzen Jahre 1864 waren der Getauften 1170 Erwachsene und 930 Kinder. Die Gesammtzahl der Getauften im Verbande mit der Mission belief sich auf 7923. Diese stehen aber nicht alle unter der Pflege der Missionare, weil trotz deren Vorstellungen, Viele durch Nahrungssorgen sich zum Auswandern genöthigt glaubten. Die Christen wohnen in 383 Dörfern, von denen die meisten im südlichen Theil der Provinz liegen. Noch warten viele seit Jahren auf die Taufe, und zu diesen sind allein im letzten Jahre 376 Familien hinzugekommen, die dem Heidenthum entsagt und die Gemeinschaft der Christen gesucht haben. Die Aeltesten, deren es 64 gibt, haben für die so nothwendige Vermehrung der Schulen große Opfer gebracht; außer den Kostschulen und dem Seminar bestehen leider erst 11 Dorfschulen. Den Unterricht der Taufkandidaten besorgen großentheils die 14 Katechisten, deren Zahl auf 20 vermehrt werden kann, sobald dies die Geldmittel erlauben.



Aber eine spätere Einladung der Dänen in Sirampur wurde angenommen. Grasmann und Schmidt landeten im Sept. 1777 in Friedrichsnagar, kauften sich einen Garten und wohnten in einem Bambuhause am Flusse, Bengali lernend, während Schmidt als Arzt ziemliche Praxis bekam und dadurch den Unterhalt der Brüder bestritt. Etliche Engländer hätten schon damals gerne eine Mission in Kalkutta selbst gesehen, wie denn ein Beamter Livins ihnen zu Geringa, eine halbe Stunde von Kalkutta, einen Garten schenkte, den sie 1782 auf einige Zeit bezogen. Auch der dänischen Loge in Patna wurde ein Besuch abgestattet; Latrobe und Andere fiengen an 1783 sich dort bleibend niederzulassen. Je weniger es auf den Nikobaren glücken wollte, desto entschiedener richteten sich die Augen nach Bengalen. Als ein Sturm das Bambuhaus niederwarf, baute man ein festeres aus Backsteinen. An Arbeit und Verdienst fehlte es nicht, ebenso wenig an Aufmunterung von Seiten einzelner europäischer Gönner. Am 11. Nov. 1783 wurde „die muselmanische Sklavin einer englischen Freundin getauft, welche acht Tage darauf selig entschlief". Aber diese Taufe konnte den durch Schmidts Hinscheiden (Aug. 1783) schon tiefgesunkenen Muth nicht lange neu beleben. „Den Brüdern wurde keine Seele bekannt, welcher mit dem Evangelio gedient gewesen wäre." Es scheint auch, sie vermochten der herrschenden Stimmung, welche alle Mission an einer so kompakten Masse uralter Civilisation für Unsinn erklärte, nicht widerstehen, — „die Hindernisse, welche in der aus dem ostindischen Götzendienste unmittelbar entspringenden und damit genau verbundenen bürgerlichen Verfassung so fest eingewurzelt sind, schienen ganz unübersteiglich, und die Stunde, da der Schlüssel Davids die Riegel der Kerker zerbrechen möchte, in welchen Millionen dieser verblendeten Seelen schmachten, noch nicht gekommen."

Bischof J. F. Reichel sollte daher durch eine Visitationsreise den Muth neu erwecken und die passendsten Einrichtungen anrathen. Er that sein Möglichstes, in Trankebar, das er 1786 erreichte, die sichersten Erkundigungen einzuziehen, und seinem in Kopenhagen gegebenen Versprechen gemäß wenigstens der Nicobar Mission zu einigem Aufschwung zu verhelfen. Bengalen hat er nicht besucht. Grasmann stellte sich von dort ein und gab Bericht, wie nun vier europäische Familien, etliche Armenier und viele Katholiken unter etwa 9000 Schwarzen in Sirampur wohnen. „Die Brüder haben ein schönes Wohnhaus mit Nebengebänden; sie bringen sich durch, der eine als